Sonntagsblatt

der Rheinischen Volkszeitung

Schriftleiter: J. V.: J. Etienne-Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 30 | Wiesbaden, den 26. Oktober 1919 | 37. Jahrgang

Kirchl. Wochenkalender

Sonntag, 26. Oktober:	Evaristus
Montag, 27. Oktober:	Sabina
Dienstag, 28. Oktober:	Simon und Judas
Mittwoch, 29. Oktober	Ferrutius
Donnerstag, 30. Oktbr:	Serapion
Freitag, 31. Oktober:	Wolfgang
Samstag, 1. November:	Allerheiligen

Zwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Ev. d. hl. Joh. 4, 46–53

In jener Zeit lebte ein Königlicher, dessen Sohn zu Kapharnaum krank lag. Da dieser gehört hatte, daß Jesus von Judäa nach Galiläa gekommen sei, begab er sich zu ihm und bat ihn, daß er hinabkomme und seinen Sohn heile; denn er war daran, zu sterben. Da sprach Jesus zu ihm: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Der Königliche sprach zu ihm: Herr, komm hinab, ehe mein Sohn stirbt. Jesus sprach zu ihm: Geh hin, dein Sohn lebt. Und der Mann glaubte dem Worte, welches ihm Jesus gesagt hatte, und ging hin. Und da er hinabging, begegneten ihm seine Knechte, verkündeten ihm und sagten, daß sein Sohn lebe. Da erforschte er von ihnen die Stunde, in welcher es mit ihm besser geworden war. Und sie sprachen zu ihm: Gestern um die siebente Stunde verließ ihn das Fieber. Da erkannte der Vater, daß es um dieselbe Stunde war, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: Dein Sohn lebt. Und er glaubte mit seinem ganzen Hause.

Der Apostel Wiens

Schluß.

1. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn bei der damaligen Geistesrichtung dem heiligen Klemens Hofbauer nichts ähnliches geschehen wäre wie einst in Warschau. Der österreichische Staatskatholizismus konnte solche eifrige Seelenhirten nicht brauchen. Von Seiten der Regierung legte man dem Heiligen fortgesetzt Steine in den Weg. Wenn es nicht zu Gewaltmaßregeln gekommen ist, dann ist das dem Einfluß des Wiener Erzbischofs zuzuschreiben, der dem Heiligen gewogen war und seinen Seeleneifer zu schätzen und zu schützen wußte. Einmal wurde ihm das Predigen verboten. Am nächsten Sonntag verkündete er von der Kanzel: „Heute kann ich nicht predigen, ich muß gehorchen. Ich werde aber den heiligen Geist bitten, daß er euch sage, was ich predigen wollte." Unter allgemeinem Weinen und Schluchzen verließ er die Kanzel und trat zum Altar. Natürlich kam man bald dahinter, daß die Polizei diesen Streich verübt habe. Die Erregung darüber wurde so stark, daß das Predigtverbot sofort aufgehoben werden mußte. Am nächsten Sonntag stieg P. Hofbauer wieder auf die Kanzel. Später wurde er einmal vor Gericht geladen. Dort wurde er spöttisch behandelt. Da sprach er: „Hier ist nicht gut sein", verbeugte sich und ging ruhig von dannen. Der Hofkanzler setzte einen Beschluß durch, daß Hofbauer als überspannter Eiferer und römischer Spion des Landes verwiesen werde. Der Kaiser, der davon hörte, erwiderte jedoch: „Das geht nicht, er ist doch ein Landeskind." Die Gegner ruhten aber nicht. Es wurde eine Hausuntersuchung bei ihm abgehalten, bei der Hofbauer einem mehrstündigen Verhör unterzogen wurde. Da er unumwunden erklärte, er sei Redemptorist, also ein Mitglied eines auswärtigen Ordens, waren sie befriedigt. Nunmehr hatten sie ihn gefangen. Es wurde ihm die Wahl gestellt, entweder aus dem Orden auszutreten oder auszuwandern. Er erklärte sich für die Auswanderung nach Amerika. Nun wurde er noch gezwungen, die Erklärung zu unterschreiben, daß er Oesterreich verlassen wolle. Als die Beamten erklärten, jetzt sei alles fertig, bemerkte Hofbauer: „Eins noch ist übrig." „Was denn?" lautete die Frage. Der Heilige wies mit dem Finger nach oben und sprach mit feierlicher Miene: „Das letzte Gericht."

Die Feinde triumphierten. Hofbauer sah wieder sein Werk vernichtet, wie in Warschau. Dem Kaiser wurde weis gemacht, P. Hofbauer habe sich entschlossen, nach Amerika zu gehen. Auf dies hin sagte der Monarch: „Wenn Hofbauer freiwillig gehen will, habe ich nichts dagegen, aber als Landeskind hätte ich ihn nicht ausgewiesen." Da ging der Erzbischof zum Kaiser und erklärte: „Wenn P. Hofbauer fortgeht, verliere ich meinen besten Priester." Der Kaiser, der eben im Begriffe stand, eine Reise nach Italien zu unternehmen, befahl, P. Hofbauer bis zu seiner Rückkehr in Ruhe zu lassen. Als der Kaiser nach Rom kam, nahm sich der Papst selber des Heiligen an. Bei einer Audienz sagte der Heilige Vater zum Kaiser, er müsse ihm gratulieren, daß er P. Hofbauer in Wien habe. Der sei ein wahrhaft apostolischer Mann, eine Zierde des Klerus und eine Säule der Kirche. Gleich nach seiner Rückkehr von der Audienz sprach der Kaiser sein Bedauern aus über die ungerechte Behandlung Hofbauers und meinte, wie er die dem Pater angetane Unbill wieder gut machen könne. Man erwiderte ihm, P. Hofbauer habe nur den einen Wunsch, seine Kongregation in Oesterreich eingeführt zu sehen. Noch auf der Reise schrieb der Kaiser von Neapel aus an P. Hofbauer, er solle sich äußern, wie man den Orden im Kaiserstaate einführen könne.

Nun war der heiße Wunsch des Heiligen erfüllt. Und was verlangt er jetzt? Nur das, was ein Heiliger erbitten kann, der nicht sich sucht, sondern nur die Ehre Gottes. „Es erwartet mich eine große Ehre — jetzt möchte ich sterben." Sein Wunsch sollte erfüllt werden. Von einem Gottesdienste in der italienischen Kirche müde und erschöpft heimgekehrt, mußte er sich legen und schon nach sechs Tagen gab er im Beisein seiner Ordensgenossen seinen Geist auf, am 15. März 1820.

Sechs Wochen nach seinem Tode erschien das kaiserliche Patent für die Redemptoristenniederlassung. So stirbt ein Heiliger, selbstlos, nur an andere denkend.

2. Wohin der Heilige während seiner apostolischen Tätigkeit seine Füße setzte, überallhin begleitete Gott seine Arbeiten mit wunderbarem Segen. In Warschau mehrte sich der Sakramentenempfang in der Kirche St. Benno derart, daß in den letzten Jahren weit über 100 000 Kommunionen im Jahre gezählt wurden.

Der Eindruck, den sein echt priesterliches Leben, die Reinheit und Lauterkeit seines Charakters, die Uneigennützigkeit seiner Handlungen und sein Seeleneifer auf jedermann machten, war so stark, daß auch viele Andersgläubige durch ihn für die Kirche gewonnen wurden. Ein Zeuge berichtet: Selten verging eine Woche, in der nicht Protestanten in die Kirche aufgenommen und Juden getauft wurden. Die Maler Johann und Philipp Veit, Herr von Klinkowström (der Vater der berühmten zwei Jesuiten), dessen Gemahlin und zwei Schwestern derselben; Baron Rieger, Friedrich von Schlosser und dessen Gemahlin Sophie und viele andere fanden durch ihn den Weg zur Wahrheit. Noch zahlreicher sind jene, die dem Heiligen ihre Bekehrung zu einem christlichen Leben und die Beharrlichkeit verdankten. Ein Wort, ein Blick von ihm, ja, nicht selten die Begegnung mit ihm genügte, um eine vollständige Gesinnungsänderung zu bewirken. Namentlich waren es sehr viele Sterbende, denen er Vermittler des Heiles wurde und zu einer guten Sterbestunde verhalf. Er war dafür in ganz Wien bekannt, und man rief gerade ihn zu Kranken, die am Glauben Schiffbruch gelitten hatten und sich weigerten, sich versehen zu lassen.

So wurde er eines Tages zu einem schwer kranken, angesehenen Manne gebeten, der, wie die geängstigte Mutter und die sehr fromme Gattin sagten, seit 22 Jahren nicht mehr gebeichtet hatte. Als der Diener Gottes sich ihm näherte, wurde er mit Verwünschungen empfangen und aufgefordert, sich sofort zu entfernen. Der Heilige wendete sich freundlich an ihn mit den Worten: „Wer eine Reise

Herbst

Der Herbstwind blättert im Walde,
Es rauscht das welke Buch;
Ich steh' an einsamer Halde.
Und lausche dem Blätterflug.

Was einst der Lenz geschrieben,
Klingt wie ein fremdes Wort—
Das hohe Lied vom Lieben
Es weht im Winde fort.

P. Thim. Kranich O. S. B.

antritt, sieht sich um Reisegeld um, und Sie, der Sie eine so weite Reise vorhaben, verschmähen die Mittel, die zum glücklichen Ausgange so notwendig sind — die heiligen Sakramente der Kirche? Ich bitte Sie, seien Sie vernünftig." Es war umsonst. Energisch wehrte der Kranke ab. Da zog sich P. Hofbauer zurück und blieb an der Schwelle stehen, auf den Kranken seine Blicke heftend und den Rosenkranz betend. Da schrie der Kranke: „Was wollen Sie da? Gehen Sie endlich und lassen Sie mich in Ruhe." Der Heilige entgegnete: „Ich gehe nicht mehr fort, da Ihr Ende nahe ist. Schon oftmals war ich Zeuge eines glückseligen Todes, heute will ich sehen, wie ein Verworfener stirbt." Diese Worte drangen dem Kranken durch Mark und Bein. Scham, Reue und Furcht packten sein Herz. Er rief den Diener Gottes ans Bett und sprach: „Hochwürden, können Sie mir den Schimpf, den ich Ihnen angetan, verzeihen. Als der Heilige erwiderte: „Es ist schon alles verziehen", fragte der Zerknirschte unter Tränen: „Aber wird mir auch Gott meine Sünden verzeihen?" „Gott ist gut", versetzte jener, „erwecken Sie nur einen Akt der Reue über Ihre Sünden und alles wird Ihnen vergeben werden." Der Kranke beichtete nun unter den Zeichen höchsten Seelenschmerzes seine Sünden und starb im Frieden des Herrn. So hat Gott seinen Diener in vielen anderen Fällen mit einer unermeßlich reichen Seelenernte belohnt.

3. Hofbauers Einfluß erstreckte sich sogar auf die hohe Politik. Als 1814 in Wien der Fürstenkongreß tagte, wo über das Schicksal der europäischen Fürsten und Staaten die Entscheidung fiel, wo auch die katholische Kirche Deutschlands und Oesterreichs in die größte Bedrängnis geriet, weil die Feinde der Kirche heimlich eine deutsche Nationalkirche planten und eine Trennung von Rom, da wandte sich der päpstliche Nuntius an Hofbauer und bat um seine Mithilfe. Und in der Tat, Hofbauers Ratschlägen und Einfluß, den er auf den damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern hatte, ist es zu danken, daß die Pläne der Freimaurer vereitelt wurden. Kronprinz Ludwig, der spätere König Ludwig I. von Bayern, erschien zu wiederholten Malen bei P. Hofbauer, und es kam vor, daß er selbst bis zwei Uhr nachts bei ihm verweilte.

Oben war schon die Rede von dem weittragenden Einfluß des Heiligen auf die studierende Jugend. Diese Jünglinge wurden Männer, die für Gottes Sache begeistert waren und, wenn sie in einflußreiche Stellungen gelangten, ihren Einfluß überall zur Geltung brachten und katholisches Leben und katholische Anschauungen hinaustrugen. Die Folge war die Wiedergeburt Oesterreichs auf religiösem Gebiete. Kardinal Rauscher, der in seiner Jugend Schüler Hofbauers war, sagte unter Eid aus, P. Hofbauer habe dem Geiste der Zeit eine bessere Richtung gegeben und der Abschließung des Konkordates mit Rom die Wege geebnet.

P. Hofbauers Heiligkeit wurde von Gott durch Zeichen und Wunder bestätigt. Im Jahre 1862 wurde der Seligsprechungsprozeß eingeleitet. Unter Papst Leo XIII. wurde Hofbauer selig gesprochen. Die Andacht zu ihm nahm von da an eine ungeahnte Verbreitung. Auf Grund neuer Wunder schritt Papst Pius X. zur Heiligsprechung, die am 20. Mai 1909 in der Peterskirche in Gegenwart von nahezu 200 Bischöfen und 23 Kardinälen stattfand. Ein Pilgerzug von 400 Personen aus Wien, darunter der Vizebürgermeister Dr. Porzer in Vertretung des schwer erkrankten Dr. Lueger, ein Pilgerzug aus Mähren, der Heimat des Heiligen, ebenso eine Anzahl von Herren und Frauen aus Warschau waren dazu erschienen. Im Oktober wurde dann in Wien eine achttägige Nachfeier abgehalten, in der Redemptoristenkirche von Maria Stiegen, wo die Reliquien des Heiligen ruhen. Am Schlußtag fand eine großartige Prozession statt von der Redemptoristenkirche in den Dom und wieder zurück. Zehntausend Männer und Jünglinge beteiligten sich daran mit dem Gesamtklerus von Wien. In St. Stephan (Dom) hatten sich der Bürgermeister und der greise Kardinal eingefunden. So wurden jetzt im Dom die Gebeine Hofbauers geehrt, wo er einst als armer, unbekannter Bäckergeselle gebetet und am Altare gedient hatte. „Also soll geehrt werden, den der König ehren will." (Esth. 6, 9.) Bpe.

Der selige Angelus, Kapuziner

29. Oktober.

In der ehemaligen Kapuzinerkirche in Paris befand sich ein Grabstein mit der Inschrift: „Hier liegt begraben Pater Angelus, weiland Herzog und Vizekönig von Aquitanien. Er hat in seiner Jugend, um sich Christo vollkommen zu opfern, Ehre und Reichtum verachtet und ist in den armen Kapuzinerorden getreten. Sein ganzes Leben hat er mit Eifer, Gottesfurcht und Demut darin zugebracht und ist selig in Gott entschlafen am 29. Oktober 1608. Zum ewigen Gedächtnis hat seine trauernde Tochter Henrika Katharina, Herzogin von Montzenfier, diese Grabschrift setzen lassen."

Dieser Kapuziner war der Sohn eines Herzogs und Marschalls in Frankreich. Der Herzog schickte den Knaben nach Toulouse zum Studieren, wo dieser besondere Neigung zum Kapuzinerorden faßte. Als der Vater davon hörte, nahm er ihn fort und brachte ihn nach Paris, wo er an den Hof des Königs kam und seine Jünglingsjahre verlebte. Das Hofleben vermochte aber nicht die Neigung zum klösterlichen Leben zu unterdrücken. Der König gewann ihn wegen seiner Sittsamkeit lieb und zeichnete ihn überall aus. Da Heinrich — das war sein Name — vorläufig seinen Herzenswunsch nicht erfüllen konnte, ging er eine Ehe ein. Seine Gemahlin war ebenso fromm wie er und ermunterte ihn auf der Bahn der Tugend fortzuschreiten.

Mit 22 Jahren starb sie indessen und nun erwachte in ihm doppelt stark die Liebe zur Einsamkeit und zum klösterlichen Leben. Da fiel sein Auge auf eine Stelle aus dem Buche der Psalmen: „Zerbrochen hast du meine Bande, ich will dir darbringen das Opfer des Lobes und werde anrufen den Namen des Herrn." Sein Entschluß war jetzt gefaßt. Nachdem er sein Töchterchen der Obhut seiner Eltern übergeben hatte, pochte er an der Kapuzinerpforte an. Als der König davon hörte, kam er selbst und wollte ihn wieder aus dem Kloster heimholen. Bruder Angelus — das war sein Kapuzinername — redete aber so eindringlich von seinem Berufe, daß mehrere Hofleute seinem Beispiele folgten und ebenfalls Kapuziner wurden.

Bruder Angelus nahm es ernst im Kloster. Er wurde von Gott ernstlich auf die Probe gestellt. Er schickte ihm Trostlosigkeit, so daß er seines neuen Standes gar nicht froh wurde und keinen Geschmack mehr hatte an Gebet, Messe und Kommunion. Nach einiger Zeit betete er einmal in seiner Verlassenheit vor dem hochwürdigsten Gute, als plötzlich eine solche Klarheit und Freudigkeit über ihn kam, daß sein Gemüt wie umgewandelt war und er erkannte, daß die Prüfung von ihm genommen sei.

Der Bruder des Angelus, der Feldherr des Königs, verlor damals im Kriege gegen die Kalviner Schlacht und Leben. Nach reiflicher Ueberlegung kamen die Führer des katholischen Heeres überein, dem Pater Angelus, dem ehemaligen Herzog, die Führung des Heeres zu übertragen. Von Rom wurden die nötigen Dispensen gegeben. Angelus wurde aus dem Kloster abgeholt, mit Harnisch und Schwert umgürtet und unter dem Jubel des Volkes an die Spitze des Heeres gestellt. Er erreichte auch, daß der Friede zustande kam. Der König verlieh ihm wegen seiner Verdienste um das Vaterland den Titel eines Feldmarschalls und Vizekönigs von Aquitanien.

Als Angelus seine Aufgabe erfüllt hatte, richtete er seinen Sinn wieder auf das Kapuzinerkloster. Mitten in der Nacht klopfte er an der Pforte an und ließ sich seine Kapuze wieder geben. Diese Tat machte einen solchen Eindruck auf die Welt, daß viele vornehme Herren und Ritter zu Paris ihm nachfolgten. Pater Angelus fuhr in seiner früheren einfachen demütigen Lebensweise fort. Er übte das Predigtamt mit Eifer und Erfolg aus, so daß er als ein wahrer Apostel Frankreichs betrachtet wurde.

Auf einer Predigtreise kam er einst mit seinem Begleiter, von der Nacht überrascht, auf das Schloß eines kalvinischen Edelmannes. Sie baten um Nachtherberge, die dieser rundweg abschlug. Auf inständiges Bitten erlaubte er ihnen endlich im Stall zu übernachten. Mit Tagesanbruch machten sich die beiden auf den Weg. Da begegnete ihnen der Herr, der mit P. Angelus gut bekannt war und gerade in das Schloß wollte, woher die Kapuziner kamen. Er fragte sie, wie der Kalviner sie aufgenommen habe. „Ganz unserem Stande gemäß", antwortete Angelus und fügte bei, er möge dem Edelmann seinen Dank und freundlichen Gruß ausrichten. Das tat dieser denn auch. Als der Kalviner hörte, daß er den ehemaligen Herzog und Vizekönig von Aquitanien in den Stall geschickt habe, schämte er sich hoch seiner Tat. Er ließ eilends sein Pferd satteln und ritt den beiden Kapuzinern nach. Er warf sich dem Pater zu Füßen bat ihn herzlich um Verzeihung und lud ihn ein, zurückzukehren, damit er seinen Fehler wieder gut machen könne. Angelus redete ihm nun eindringlich und freundlich zu, seinen kalvinischen Irrglauben aufzugeben und sein Seelenheil besser zu wahren. Und wirklich hatten seine Worte, die aus einem wohlwollenden, gütigen Herzen kamen, den Erfolg, daß dieser bald darauf zum wahren Glauben zurückkehrte.

Die klarste Wahrheit, der beste Eifer, die lauterste Absicht verfehlen ihr Ziel und bleiben wirkungslos, wenn die Liebe nicht aus ihnen hervorleuchtet, die Liebe, die alles verzeiht, alles erträgt, alles hofft. „Wenn ich die Sprache der Menschen und Engel redete, aber die Liebe nicht hätte, so wäre ich wie ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle." (1. Cor. 13, 1.)

Unsere Losung

Immer klarer wird es jedem: Vor uns liegt eine Zukunft, die schwer sein wird, eine Zukunft schwerer Lasten und geringer Aussichten, eine Zukunft dauernder Sorge um Gesundheit und Lebenszukunft unserer Kinder.

Was sollen wir tun?

Tausenden sinken die Hände in den Schoß. Wozu noch arbeiten? Wozu noch streben? Worauf noch hoffen? Es ist doch alles vorbei! Lohnt es, zu arbeiten, wenn doch nur der Feind die Früchte unserer Arbeit erntet? — Und statt zu arbeiten, fahren sie fort zu murren und zu klagen, fahren sie fort, einander anzuklagen: Ihr seid schuld an all dem Elend, das über uns gekommen ist! Und die Zerrissenheit in unserem Volke wird immer größer; und immer tiefer versinken wir in Elend und Jammer.

Das darf nicht sein! Nur eine Losung ist unseres Volkes würdig. Die Losung heißt: Hindurch!

Nur ein Volk, das sich selbst verloren gibt, ist wirklich verloren! Wo Arbeitsmut und Arbeitswille sind, da ist noch immer eine Zukunft, da ist Leben und Hoffnung, da muß es wieder Frühling werden nach langer, dunkler Winternacht! Unseren Brüdern sind wir es schuldig, die draußen in Feindesland unter grünem Rasen schlafen. Unseren Kindern sind wir es schuldig, die uns vor Gott anklagen würden, wollten wir nicht wenigstens ihnen eine Zukunft schaffen. Unserem Vaterland sind wir es schuldig, daß wir es nicht dem Elend preisgeben für immer. Mag die Aufgabe noch so groß sein, mag ein Erfolg der Arbeit scheinbar ganz unmöglich sein: Wir müssen tapfer sein, wir müssen die Hände regen, wir müssen an die Arbeit gehen: Hindurch!

Greift fest nur zu Hammer und Hacke und Pflug!

In nerviger Faust ruht des Glücks noch genug.
Drum mutig voran! Nur mutig voran!
Wenn's Leben uns nachtet, erst zeigt sich der Mann.

Nur Arbeit kann uns wieder in die Höhe bringen. — Der Nährboden unserer Heimat ist erschöpft, die Bodenschätze sind vermindert, die Maschinen abgenutzt, die Bauten im Rückstand, der Hausrat erschöpft, die Kleider abgetragen, die Lebensmittel im Lande aufgezehrt, vom Ausland nur gegen hohen Preis zu erlangen. — Nur Arbeit, angestrengte, ausdauernde Arbeit, kann uns wieder in die Höhe bringen, Arbeit des Kopfes und Arbeit der Hand!

Ein schöner sozialer Gedanke liegt auch in dieser Arbeit. Haben früher manche nur für sich arbeiten wollen, nur für sich die Früchte des Fleißes und der Arbeit Tausender beansprucht und nutzen wollen, so müssen alle jetzt, Arbeitnehmer wie Arbeitgeber, einen großen Teil des Ertrages der Arbeit dem Vaterlande geben, um abtragen zu helfen die uns aufgebürdeten Verpflichtungen. So dienen wir alle der Gesamtheit, dem ganzen Volke; es erfüllt sich das Wort: Einer für alle, alle für einen!

Dies gemeinsame Ringen und Streben, dies Arbeiten miteinander, füreinander, hat noch einen zweiten Segen für uns. Für das eigene persönliche Interesse und Wohl nur schaffen und leben, verengert so leicht den Sinn, macht egoistisch, kleinlich gesinnt den Menschen. Das Gefühl der gemeinsamen Not, des einander Bedürfens, des mit und für einander Schaffens hebt aus dieser Enge empor, erweitert den Sinn, adelt das Wirken des Einzelnen, stellt ihn in den Dienst einer großen Idee. Es gibt den Menschen die rechte Antwort auf die Frage:

Wer macht sich los vom eignen nichtigen Wehe
Und stellt mich in der Kämpfer ernste Reihn,
Daß ich dem bittern Kampf ins Auge sehe,
Wo Hungernde um Brot und Leben schrein —
Daß aus dem Sinn der kleine Kampf verschwinde,
Und ich im großen Kampf Erlösung finde.

Hindurch! — Noch mehr: Mit Freude hindurch! Es muß Zuversicht und Freude in unserem Schaffen sein!

Aber wie wird das unmöglich Scheinende möglich? Wie kann der Mensch mit Freude an seine Arbeit gehen angesichts solcher Gegenwart und solcher Zukunft? — Hier versagen alle Gründe und Triebfedern der irdischen Welt.

Im Frühling dieses Jahres hat Dr. Max Maurenbrecher, bisher freireligiöser Prediger, Vorkämpfer einer „vom Gottesglauben losgelösten Frömmigkeit", ein Bekenntnis abgelegt: „Er habe an seiner „Gottlosigkeit" immer getragen als an einer schweren Last. Es habe wohl anderen stark geschienen, wenn er Arbeit und Aufwärtsstreben gepredigt habe, um des Fortschrittes des Menschheit willen. Er selbst aber sei immer müde und verzweifelt gewesen, weil er nie eine Antwort habe finden können auf die schwere Frage: „Warum soll man immer nur für andere, immer nur für spätere Geschlechter sich mühen? Warum soll die eine Generation sich opfern, damit die anderen leben? Hat der Mensch von heute nicht ebenso ein Recht zu leben, wie der Mensch von morgen?" Antwort und Kraft habe er erst wiedergefunden, als er den Weg zum Glauben zurückgegangen sei, als es in seinem Herzen wieder angefangen habe zu klingen: Die auf den Herrn harren, erhalten neue Kraft!"

So wird es den Menschen immer wieder gehen, immer wieder! Kraft zur Freudigkeit hat nur der, der seine Hände emporhebt zu dem Gotte, der die Welt regiert, der die Menschen in seine heilige Pflicht nimmt, der auch das Leiden segnet, indem er es wandelt in eine Quelle der Kraft! Auch die furchtbare Zeit, in der wir stehen, soll uns nicht zerbrechen, sie soll uns stählen! Verborgener Segen winkt auch in der Trübsal und Mühsal unserer Tage! Wir werden noch einmal erkennen, daß die schwere Prüfung und Demütigung ein Heiltrank der Gottesliebe für uns war — für den Einzelnen wie für das ganze Volk.

Du armes, zerrissenes deutsches Volk, daß du diesen Glauben wiederfändest! Du armes, verzagtes Menschenherz, daß du in diesem Glauben die Kraft zum Leben fändest, die Kraft zu täglich neuer, nie versiegender Zuversicht und Arbeitsfreudigkeit!

Ein Volk, das in der Kraft dieses Glaubens den schweren Weg des Leidens geht, wird nicht versinken; es wird sich hindurchringen, hindurchbeten, hindurchglauben zu neuer Zukunft!

Segen des Leidens

Leid büßt und sühnt! „Des Gottlosen wegen ist das Uebel geschaffen, und seinetwegen wird Verderben auferlegt." (Sir. 40, 10.) Mögen wir uns einzeln betrachten oder in der Allgemeinheit, wahr ist es: „Vielfach sehlen wir alle." (Jak. 3, 2.) Erhoben sich nicht oft ernste Stimmen gegen das Schwinden der alten deutschen Sitte und Sittsamkeit, der Frömmigkeit und Gottesfurcht? So konnte, durfte es nicht weiter gehen! Siehe, der Krieg ist ein Strafgericht hierfür, so wie einst beim Volke Israel: „Der Zorn des Herrn ist ergrimmt wider sein Volk; er streckt seine Hand darüber aus und schlägt es, daß die Berge beben und ihre Leichen liegen inmitten der Straßen." (Is. 5, 25.)

Leid läutert und bekehrt! „Darum war es gut für mich, daß du mich ins Unglück brachtest, damit ich deine Gesetze lernte." (Ps. 118, 71.) — „Kommet, lasset uns zurückkehren zum Herrn! Denn, hat er uns gepackt, so wird er uns auch heilen, hat er uns geschlagen, so wird er uns auch pflegen!" (Os. 6, 1 f.)

Leid vervollkommnet! „Die Zucht des Herrn verachte nicht, und über seine Zurechtweisungen murre nicht! Denn wen der Herr lieb hat, den züchtigt er, und wen er zum Sohn annimmt, den schlägt er!" (Spr. 3, 11 f.) Und warum dies? „Jede Zucht scheint zwar für den Augenblick nichts Freudenvolles, sondern etwas Trauriges; nachher aber bringt sie denen, die sie durchgemacht haben, friedselige Frucht der Gerechtigkeit." (Hebr. 12, 11.) Darum „selig der Mensch, den Gott zurechtweist! Verachte also des Allmächtigen Züchtigung nicht!" (Job. 4, 17.)

Leid bringt Himmelslohn! „Die Trübsal, die augenblicklich ist und erträglich, bewirkt eine überschwengliche, ewige, alles überwiegende Herrlichkeit in uns." (2. Kor. 4, 17.) — „Die in Tränen säen, werden in Freuden ernten. Sie gingen dahin und weinten, ihren Samen ausstreuend; aber sie kommen heim, in Jubel tragend ihre Garben." (125, 5 f.) — Oder wie es so schön heißt im Parzivallied:

Der Rettungsberg ist nicht gewohnt,
Daß durch seine Tore tritt,
Wer zuvor nicht ernstlich stritt,
Oder doch stets statt Kampf gefühlt,
Was der Welt wie Sterben gilt.

Drum komm, laß dich führen von Gott auf diesem königlichen Wege des Leidens! Ueberlaß dich ihm, seiner Güte und Weisheit.

Sei zufrieden im Gemüte!
Gott ist gut,
Was er tut,
Ist voller weiser Güte.
Er nur weiß in allen Sachen,
Groß an Rat,
Groß an Tat
Alles wohl zu machen!

Hätten zwei Herren uns erschaffen, und zwei uns erlöst, dann müßten wir unsere Liebe teilen. Aber wir wissen zu gut, daß es nur einen Herrn für uns gibt. Und wir haben auch nur ein Herz zu verschenken, auf daß unser Heiland vollen und absoluten Anspruch hat. Er ist ein „eifersüchtiger Gott"; nicht einen sehnsüchtigen Wunsch mag er bei uns finden. Finde dich gründlich mit diesem Gedanken ab. Willst du den Heiland nicht zum Herrn, wer bekommt dann Gewalt über dich?

Ein Heldenleben

Ich kannte ein kaum 21jähriges Mädchen. Die Anlage ihrer schmalen, verwachsenen Gestalt verursachte einem Weltkinde Unbehagen bis Widerwillen, dem mitfühlenden Menschen entlockte sich Teilnahme. Eine Schulter war höher als die andere, der Kopf schief geneigt, die Gesichtszüge infolge mehrerer furchtbaren Narben am Halse verzerrt. Aus dem kleinen, entstellten Gesicht schauten ein Paar dunkelbraune Augen, die bei dem neugierigen Anstarren so vieler so traurig blicken konnten. Alles, was andere Mädchen ihres Alters erfreute, hatte sie entbehren müssen. Zwanzig Jahre lang trug sie schon diese entsetzliche Krankheit. Rückmarkvereiterung! Welche Kette von Schmerzen rief dieses Leiden hervor! Der schwache, ganz von Wunden bedeckte Körper konnte sich nicht aufrechthalten, er mußte in eine Maschine gezwängt werden. Jedes Jahr versuchten die Aerzte eine neue Operation, vergebens! Es war keine Heilung möglich. Trotz dieser trostlosen Aussicht war das arme Mädchen nicht verbittert. Sie gehörte nicht zu den Uebermenschen, sie war ein Menschenkind wie andere auch. Sie trug dasselbe Verlangen nach Glück und Liebe in ihrer Brust, dasselbe Hungern nach Lebensfreude und Lebenslust. Auch sie betete: „Herr, laß den Leidenskelch an mir vorüberzugehen", aber sie verstand auch zu beten: „Herr, nicht mein sondern dein Wille geschehe." In den heftigsten Schmerzen gedachte sie des gekreuzigten Heilandes und seiner heiligen Mutter. „Er hat noch mehr für uns gelitten", flüsterten ihre Lippen. Und: „Groß wie das Meer ist mein Schmerz, kommet und sehet, ob ein Schmerz gleich sei meinem Schmerz." — Die heilige Kommunion war die Quelle ihrer Ausdauer und Stärke. Wenn die Schmerzen es ihr eben erlaubten, eilte sie morgens gegen sechs Uhr zur heiligen Messe. Ihre höchste Freude war es, jeden Tag zu kommunizieren. Darum wohnte sie meistens zwei heiligen Messen bei, um die zweite als Danksagung zu benutzen. Kaum konnte sie Abschied nehmen von ihrem Heiland. Sie hatte so viel zu beten und zu bitten für sich und andere. Mit neuem Mute und neuer Kraft kehrte sie dann nach Hause zurück, glücklich in all ihren Leiden, denn ihr Jesus war bei ihr. —

Nie mißgönnte sie anderen ihr Glück, nie klagte sie über ihr entsagungsreiches Leben. Mit heiliger Freude nahm sie teil an der Freude ihrer Mitmenschen, wie teilnehmend wußte sie zu trösten und ein verzagtes Herz wieder zum mutigen Glauben an seinen Gott und Schöpfer aufzurichten. —

Einst erzählte sie mir: „Ich las einmal, es gäbe viele Kronen auf der Welt, Fürstenkronen, Kronen des Reichtums, der Ehre und des Ruhmes, die Mutterkrone und so manche andere. Eine Krone aber sei schöner und herrlicher als alle anderen, sie überstrahle an Glanz jede: das sei die Leidenskrone. Diese Leidenskrone will ich mir erwerben."

Und sie hat sich erworben. Vor ihrem erbaulichen Tode schenkte ihr der liebe Gott noch eine große Gnade. Ihr heißester Wunsch war es immer gewesen, wenigstens einmal die heiligen Exerzitien mitmachen zu können. Nach längerem Sträuben gaben die Eltern ihr endlich die Erlaubnis dazu. Was sie während der Exerzitientage erduldete, das kann nur der ermessen, der ihr Leiden kannte! Mit heiliger Andacht und Aufmerksamkeit kniete sie oft stundenlang auf ihrem Platze, eine Erbauung für alle. Trotz dieser großen Opfer an Selbstverleugnung und Selbstüberwindung sagte sie; als sie zum erstenmal wieder zu Hause war: „Mutter, diese Tage waren nach dem Tage meiner ersten heiligen Kommunion die schönsten meines Lebens." — Bald darauf aber wurde sie ganz ans Bett gefesselt, bis ihr Heiland sie abberief zur Krönungsfeier droben, um ihr die schönste Krone aufzusetzen, die sie sich ersehnt und verdient, die Krone für ihr geduldig ertragenes Leiden.

Robinetta

19) Roman von Kate Douglas Wiggin. Nachdruck verboten.

Wie könnte man anderen alten Männern und Frauen, die ihre Häuser verlassen mußten, das verweigern, was man ihr aus Schwäche gewährt hatte? Unaufhörliche Unannehmlichkeiten und endlose Forderungen würden die Folge sein.

Während sie diese Schlüsse zog, redete sich Mrs. de Tracy allmählich in einen Zustand der Entschiedenheit hinein, der fast an Manie grenzte. Sie war alt, und am Ende angelangt, zog sich ihr Leben in übertriebener Härte gleichsam in sein letztes Bollwerk zurück. Sie hatte gesagt, daß sie selber Mrs. Prettyman kündigen wolle, und ihrem Wort getreu — unangenehme Dinge hinauszuschieben war nicht ihre Sache — begab die Gutsherrin sich auf den Weg nach Wittisham.

Seit Jahren war sie nicht drüben gewesen. Aber nun ließ sie sich, einsam und verdrossen, im Boot hinüberrudern. Sie war fest entschlossen, eine Handlung zu begehen, die sie, wie sie wohl wußte, in den Augen aller gerecht denkenden Personen ihrer Bekanntschaft herabsetzen mußte, und sie triumphierte sogar in dem Bewußtsein. Die Niederträchtigkeit ihres Vorhabens kam ihr gar nicht in den Sinn. Im Gegenteil verfolgte sie, ihrer Ansicht nach, einen ihrer würdigen Zweck, einen Teil des Plans, dessen Ausführung sie ihr Dasein gewidmet, und mit dem sich ihre ganze Persönlichkeit verschmolzen hatte, bis sie zur unbarmherzigen Maschine geworden war. Dieser Plan bestand darin, den de Tracys den Besitz von Stoke Revel zu sichern, die Macht und Ehre der Familie zu fördern und den Vorrang eines Geschlechts, das stets geherrscht hatte, aufrecht zu erhalten. Eine Generation nach der anderen hatten die de Tracys Männer hinausgesandt, die auf fernen Meeren — oft auf Kosten des eigenen Lebens — die englische Flotte befehligten und die nationale Ehre schützten. Und um dieses Ideals willen wäre Mrs. de Tracy stets bereit gewesen, sich selbst oder andere zu opfern. Was war dagegen Lizzie Prettyman? Ein Bündel alter Knochen, das ins Armenhaus gehörte.

Als Mrs. de Tracy am jenseitigen Ufer ausstieg, mußte sie sich erst danach erkundigen, wo das Prettymansche Haus läge.

„Es ist das Haus neben dem Pflaumenbaum, Madame", sagte William, der sie gerudert hatte, in ehrerbietigem Ton. „Daran erkennt es jedermann."

Der Weg war nicht weit. Die augenblicklich herrschende Ebbe hatte am Ufer vor dem Hause eine Schlammbank freigelegt, aus der dünne, morsche Stangen emporragten, die zum Trocknen der Fischernetze benutzt wurden. Mrs. de Tracy näherte sich den zur Haustür hinaufführenden Stufen und blieb dann stehen und betrachtete das Grundstück, dessen sie sich entäußern wollte. Sie hatte keinen Blick für das Malerische. Einige vom Winde verwehte weiße Blütenblätter fielen auf ihre Schultern und auf ihren schwarzen Hut. Ein zarter Honigduft und das Summen der Bienen drang vom Pflaumenbaum herüber, denn der Tag war warm. Doch nur der baufällige Zustand des Hauses fesselte Mrs. de Tracys Aufmerksamkeit.

Und dafür — dachte sie verächtlich — will jemand mehrere hundert Pfund zahlen!

Die alte Lizzie Prettyman stand in ihrer Tür, aber es dauerte eine Weile, bis sie begriff, wen sie vor sich hatte. Ihre Augen sahen schlecht; sie hatte niemals bei Mrs. de Tracy in Gunst gestanden und Stoke Revel kein einziges Mal betreten, seit ihr Pflegling durch die Heirat mit einem Bean in Ungnade gefallen war.

„Nun ja, Madame", sie machte einen demütigen Knicks vor der vornehmen Frau — „an dieser Seite des Flusses haben wir Sie nicht oft gesehen. Wollen Sie, bitte, eintreten und Platz nehmen, Madame? Es ist ein warmer Nachmittag."

Sie war so verwirrt, daß sie ihren Gast kaum willkommen zu heißen vermochte, denn Mrs. de Tracys Mienen schienen Unheil zu verkünden.

„Ich werde mich für einige Minuten setzen, Elisabeth", lautete die Antwort, „während ich Ihnen den Zweck meines Kommens erkläre."

Mrs. Prettyman trat beschieden zur Seite. Mrs. de Tracy rauschte an ihr vorüber ins Haus hinein und nahm Platz. Daß sie die alte Frau auffordern könne, sich ebenfalls zu setzen, fiel ihr gar nicht ein — sie nahm ohne weiteres an, daß Mrs. Prettyman während der ganzen Unterredung stehen könne. Ohne längere Einleitung legte Mrs. de Tracy dann sofort dar, weshalb sie gekommen sei.

„Elisabeth, ich bin hier, um Ihnen mitzuteilen, daß ich die Absicht habe, das Land, auf dem dies Haus steht, zu verkaufen, und daß Sie sich deshalb nach einer anderen Wohnung umsehen müssen."

Die alte Frau verstand sie zuerst gar nicht. „Sie wollen das Land verkaufen, Madame?" wiederholte sie wie betäubt.

„Ja, ein Herr von London wünscht es zu kaufen. Sie müssen das Haus räumen."

„Ein Herr aus London! Du lieber Gott, Madame, hier wird doch kein Herr aus London wohnen wollen!" rief Mrs. Prettyman, völlig verstört durch die Nachricht.

„Es geht Sie nichts an, Elisabeth, was er mit dem Grundstück zu tun beabsichtigt; Sie haben nur das Haus zu verlassen."

Wenn ich den Wandrer frage:
Wo eilst du hin?
Nach Hause, nach Hause!
Spricht er mit frohem Sinn.

Wenn ich den Landmann frage:
Wo weilt dein Glück?
Zu Hause, zu Hause!
Spricht er mit frohem Blick.

Und mich hat man gefraget:
Wo kommst du her?
Ich habe keine Heimat
Kann nie nach Hause mehr!

Artur Stahl.

Die alte Dame sank auf den nächsten Stuhl und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Sie war so alt und müde, und es fehlte ihr völlig der Mut, ein neues Leben in anderen Verhältnissen anzufangen, selbst wenn sie besser sein sollten, als die bisherigen. Eine jüngere Frau würde Mrs. de Tracy scharf geantwortet und sie gar wegen ihres alten Klapperkastens von einem Hause verspottet haben; aber Elisabeth Prettyman besaß nach den mannigfachen Kämpfen ihres Lebens keine Kraft mehr zu einem solchen Auftreten. Nie hatte sie auch nur im Traum daran gedacht, ihr Haus zu verlassen — und wo sollte sie hinziehen?

Als sie endlich aufblickte, trug ihr zerfurchtes Antlitz den Ausdruck wahren Entsetzens.

„Aber wo soll ich denn wohnen, Madame?" rief sie.

„Das weiß ich nicht, Elisabeth; das müssen Sie mit Ihren Verwandten abmachen."

„Ich hab' nur meine Nichte . . . . die in Exeter verheiratet is . . . ."

„Nun, dann schreiben Sie ihr."

„Sie will mich aber gar nich haben! Nee, das will Netti nich. Sie hat man bloß 'n armen Mann und noch dazu fünf Kinder. Es is nich so, als wenn sie meine Tochter wäre, Madame."

„Sie haben doch etwas eigenes Geld, das Ihnen jährliche Zinsen bringt?"

„Zehn Pfund das Jahr, Madame, genau das, was mein Mann mir hinterlassen hat. Zweihundert Pfund hatte er gespart und die sind in 'ner Versicherung — das is alles, was ich habe, das und meinen Pflaumenbaum."

„Der Pflaumenbaum gehört Ihnen aber nicht, Elisabeth; der gehört zu dem Grundstück", erklärte Mrs. de Tracy barsch.

„Aber mein Mann hat ihn gepflanzt, Madame, das is nun schon lange Jahre her. Wir haben ihn großgezogen und beschnitten und wie'n Kind gepflegt — und nun soll er mir nich gehören?"

„Sie vergessen, mit wem Sie reden, Elisabeth."

Es war Mrs. de Tracy einfach unmöglich, sich in die alte Frau hineinzuversetzen. Die Tatsache, daß nach dem Gesetz jeder auf Stoke Reveler Gebiet gepflanzte Baum Eigentum des Besitzers sei, stand ihr einzig und allein vor Augen.

„Aber, Madame, ein großes Stück von mir selber lebt in dem Baum! Gestern sagte ich noch zu der jungen Dame — Miß Cynthias junger Dame — ‚Gott weiß, sagt ich, ‚was aus mir geworden wär', wenn ich den Pflaumenbaum nicht gehabt hätte'."

„Nein", entgegnete Mrs. de Tracy halsstarrig, „Sie können keinen rechtmäßigen Anspruch auf Entschädigung erheben, Elisabeth, und ich darf Ihnen nichts geben für etwas, das Ihnen nicht gehört. Sie wissen sehr gut, daß ich auch anderen Leuten Zugeständnisse machen müßte, wenn ich in Ihrem Falle nachgäbe."

Ein langes, peinliches Schweigen folgte. Endlich blickte die alte Frau auf.

„Wann muß ich denn ausziehen, Madame?" fragte sie ergeben.

Mrs. de Tracy sann nach. „Das Uebertragen des Grundstückes auf einen neuen Eigentümer nimmt einige Zeit in Anspruch. Sie können noch mehrere Wochen hierbleiben. Später werde ich Ihnen sagen lassen, wann Sie ausziehen müssen."

„Danke, Madame", sagte Mrs. Prettyman nur und fügte hinzu: „Die Pflaumenblüte wird dann vorbei sein."

„Ich verstehe nicht, was das damit zu tun hat", bemerkte Mrs. de Tracy, in deren Herzen Sentimentalität keinen Raum fand.

„Es wäre noch schwerer gewesen, fortzugehen, solange er blüht", erklärte die alte Frau.

Aber ihr Gegenüber hatte kein Verständnis für den Sinn ihrer Worte. Mrs. de Tracy erhob sich langsam von ihrem Stuhl und blickte in der kleinen Wohnung umher.

„Es freut mich, zu sehen, daß Sie Ihr Haus so sauber und ordentlich halten, Elisabeth. Adieu, ich muß gehen."

Mrs. Prettyman stand nicht von ihrem Sitz auf, um ihren Gast zur Tür zu geleiten — ein Versäumnis, das Mrs. de Tracy sicherlich nicht entging — sie blieb in der winzigen Küche sitzen, starrte mit blöden Augen vor sich hin und murmelte dann und wann ein paar Worte. Schließlich stand sie auf und humpelte in den Garten hinaus.

„Alles soll ich verlassen . . . . die Bank, die William mir mit seinen eigenen Händen gezimmert hat, und die Ente . . . . die kann nie und nimmer mitkommen nach Exeter, wenn ich dahin gehe . . . . Und den Pflaumenbaum!"

Sie wankte mühsam über den kleinen sonnigen Grasplatz, blieb unter dem weißen Laubdachin des blühenden Baumes stehen und lehnte sich an den schlanken Stamm. „'s is schade, daß wir nicht ebenso wie die Bäume im Erdboden festgewurzelt sind. Dann könnte uns niemand vertreiben und wir würden nur vom allmächtigen Gott umgehauen, wenn unsere Stunde kommt . . . . Der Herr weiß, daß ich schon jetzt bereit bin, reif fürs Grab, wie man sagt!" Sie stützte ihr armes, müdes, altes Haupt gegen den Baumstamm und weinte — bereit, ach, nur zu bereit, in diesem Augenblick die Last ihres langen, müheseligen Lebens niederzulegen . . . .

(Fortsetzung folgt.)